

Claudia Welz – Elazar Benyoëtz · SinnSang:  
Poesie und Theologie



CLAUDIA WELZ – ELAZAR BENYOËTZ

SinnSang:  
Poesie und Theologie  
Aphorismen – Essays – Briefe



NORDPARK

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe  
Gesetzt in der Minion  
© Elazar Benyoëtz, Claudia Welz 2019  
© Abbildung auf der Umschlagseite:  
Miniatur »Improvisation 7« von Métavel  
Alle Rechte vorbehalten  
ISBN: 978-3-943940-57-2  
[www.nordpark-verlag.de](http://www.nordpark-verlag.de)

NordPark Verlag · Klingelholl 53 · D 42281 Wuppertal  
[www.nordpark-verlag.de](http://www.nordpark-verlag.de)

Vorwort von Claudia Welz 7

Essays von Claudia Welz zum Werk von Elazar Benyoëtz:

1. Paradiesseits 11
2. Hiobsbotschaften – und die Würde der Frage 17
3. Anfangen ohne Ende: *Eingeholt. Neue Einsätze* 25
4. *Sandkronen*: Gebet, Theologie und die Stimme der Stille 36
5. Lebenszeugnis: *Worte Sahaduthas* 68
6. »Der Zweifel ist ein Abweichen, kein Ausweichen«:  
    Intellektuelle Redlichkeit und die Unglaublichkeit  
    des Glaubens 72
7. Elazar Benyoëtz, Margarete Susman und das Hiobproblem 93
8. SinnSang: Vom Sinn der Liebe 116

Auswahl aus dem Briefwechsel (2000-2007) 134

Statt eines Nachworts: Brief von Elazar Benyoëtz 172

Literatur zum Werk des Dichters 173

Namensverzeichnis 182



## VORWORT VON CLAUDIA WELZ

Die Initialzündung zu jenem Schreib-Abenteuer, aus dem die vorliegende Sammlung von Aphorismen, Essays und Briefen erwachsen ist, war die Entdeckung zweier Bücher von Elazar Benyoëtz: *Treffpunkt Scheideweg*<sup>1</sup> ist der Titel des einen, *Brüderlichkeit: Das älteste Spiel mit dem Feuer*<sup>2</sup> der Titel des anderen. Diese beiden Bücher warfen eine ganze Reihe von Fragen für mich auf. Als Theologie- und Philosophiestudentin des Ökumenischen Studienjahrs 1999/2000 an der Dormition Abbey in Jerusalem bekam ich Gelegenheit, sie dem Dichter selbst zu stellen, als er uns Studierende besuchte. Seit er mich an jenem Nachmittag zu dem leeren Stuhl an seiner Seite heranwinkte und mir bedeutete, genau da Platz zu nehmen, sind wir fragend und antwortend, lesend und schreibend in mehr oder weniger eng getakteter Verbindung geblieben, auch über Tausende von Kilometern hinweg.

Als Elazar Benyoëtz 2006 die Veröffentlichung unseres Briefwechsels vorschlug, wollte ich das nicht. Aufgrund meines Zögerns ebte die Briefflut langsam ab und ging in Wellen schweigenden Wartens über. Doch auch das Schweigen gehört zum Gespräch. Die Einsilbigkeit wurde bald wieder von formulierfreudigen Eskapaden abgelöst, die Soli von wiedergewonnener Polyphonie, *et voilà*: eine gemeinsam komponierte, fast zwei Jahrzehnte umspannende ›Sinfonie‹, deren Sprachmelodik, -rhythmik und -harmonik so spielt wie das Leben selbst: mal in Dur, mal in Moll, mal *legato*, mal *staccato*, mal in hellen, mal in dunklen Tönen.

Ich bin meinem Dichterfreund dankbar dafür, dass er sich nicht davon abbringen ließ, zahlreiche schriftlich vorliegende Lebenszei-

---

1 Elazar Benyoëtz, *Treffpunkt Scheideweg*, München/Wien: Hanser 1990.

2 Elazar Benyoëtz, *Brüderlichkeit. Das älteste Spiel mit dem Feuer*, München/Wien: Hanser 1994.

chen zusammenzutragen. Am 24. Oktober 2017 präsentierte er sie mit den Worten: »Es ist ein Geschenk Deiner Jugend an Dich heute, und insofern bringt es Dir Freude und Trost, es stärkt Dich bei den vielen, nicht leichten Aufgaben – und hält Dich im Strömen.«

Die abgedruckten Briefe sind unsere persönliche Auswahl aus der intensivsten Phase unserer Korrespondenz, die in den Jahren 2000-2007 ungefähr vier Mal so viele Briefe umfasste als in dieses Büchlein aufgenommen werden konnten. Manche Briefe lagen nur handschriftlich vor, andere waren auf Disketten gespeichert, die verloren gegangen sind, weshalb der Empfänger die gedruckte Version gesannt hat. Nicht alle Stellen waren leserlich, und neue Fehler schlichen sich ein. Wir haben die Briefe so rekonstruiert, wie sie uns aus heutiger Sicht noch sinnvoll erscheinen. Tippfehler haben wir korrigiert, erklärende Fußnoten hinzugefügt und alles konsequent nach neuen Rechtschreibregeln überarbeitet. Einige Briefe sind gekürzt, wobei das Weggelassene mit Auslassungszeichen markiert ist. Gestrichen wurde das, was unserer Ansicht nach für andere nicht relevant ist.

Die hier vorliegende Briefausgabe ist folglich nicht historisch-kritisch, sondern eine von uns beiden durchgesehene Sammlung, in der das Gestern und das Heute munter zusammenspielen. Dokumentiert wird dadurch unsere 20-jährige Freundschaft, die bei unserer ersten Begegnung in Jerusalem ihren Anfang nahm. Chronologisch gesehen sind die Briefe der Beginn unseres schriftlichen Gedankenaustauschs; erst Jahre später begann ich als Doktorandin, Essays und Rezensionen zum dichterischen Werk von Elazar Benyoëtz zu veröffentlichen.

Unser Büchlein enthält acht literarische Analysen, gefolgt von Briefen. Die Achtzahl der Essays entspricht der Achtzahl der Jahre, in denen der hier abgedruckte Briefwechsel entstand. Diese Zahl symbolisiert Vollendung, und das ist auch das Thema meines



letzten Briefes zum 70. Geburtstag des Dichters – jedoch mit einer Wendung zum offenen Ende hin, soll doch das Werk gerade nicht abgeschlossen, sondern neu eröffnet werden.

Immer stehen Aphorismen ›über Gott und die Welt‹ im Zentrum. Drei der Essays – Nr. 1, 4 und 8, d.h. diejenigen an Anfang, Mitte und Ende – verweisen auf gemeinsam vorbereitete Dichterlesungen: »Paradiesseits« war der Titel des ersten, am 5. April 2000 an der Hagia Maria Sion in Jerusalem stattgefundenen Literaturabends, »Sinnsang« der Titel der am 28. April 2002 am Evangelischen Stift abgehaltenen Tübinger Dichterlesung, und unsere am 6. September 2012 in Kopenhagen veranstaltete dialogische Lesung war dem Gebet, der Theologie und der ›Stimme der Stille‹ gewidmet. Eine thematische *inclusio* bildet den Rahmen des Ganzen: Die Liebe soll das erste und das letzte Wort haben – von Eden bis zum Eschaton.

Die Texte sind gleichsam in Ringen angeordnet. Von außen nach innen gesehen ergibt sich folgende Struktur: Nr. 1 (»Paradiesseits«) hat das Mythisch-Immergültige zum Schauplatz, und Nr. 8 (»SinnSang: Vom Sinn der Liebe«) bedenkt das Verhältnis von Vergänglichkeit und Ewigkeit. Text Nr. 2 thematisiert angesichts von Hiobsbotschaften »Die Würde der Frage«, und Text Nr. 7 vergleicht Margarete Susmans Hiob-Buch mit dem von Benyoëtz gewählten Zugang zum Theodizeeproblem. Beitrag Nr. 3 zum Band *Eingeholt* und Zenons zeittheoretischen Trugschluss über Achilles und die Schildkröte versucht wie auch Text Nr. 6, der sich angesichts des Zweifels mit intellektueller Redlichkeit und der Unglaublichkeit des Glaubens befasst, denkerisch den Zusammenhang von etwas zu ergründen, was vom menschlichen Verstand nur schwer zu durchschauen ist. Die Beiträge Nr. 4 zum Gebet und zur Rede von Gott am Rande des Schweigens sowie Nr. 5 über *Worte Sahaduthas* bilden im Hören auf Gott und besondere Bibelworte gleichsam die mystische Mitte des Büchleins.

Die ersten sieben Beiträge sind revidierte Fassungen früher schon erschienenener Texte. Namensgebend für das gesamte Buch ist der achte, jüngste, noch nirgendwo anders veröffentlichte Text, dessen Überschrift einen Neologismus von Elazar Benyoëtz und einen Buchtitel von Margarete Susman vereint. Möge die Melodie dessen, was dem Leben im Tiefsten Sinn gibt, in unserem Theologie und Poesie vereinigenden *SinnSang* vernehmbar sein! <sup>3</sup>

Jerusalem, den 13. Januar 2019

---

<sup>3</sup> Besonderer Dank gebührt den ersten Lesern von *SinnSang*: Hans-Jürg Stefan, Friedemann und Angelika Spicker, Andrea Heinz und Richard Purkarthofer.

1.  
**Paradiesseits<sup>4</sup>**

›Paradiesseits‹ – dies ist ein Wort, das Sehnsucht weckt. Es ist ein Wort, in dem das Paradies, das verlorene, präsent wird. Nicht jenseits ist es, nicht abseits von uns. Nein, das Diesseits ist ihm eingeschrieben. ›Paradiesseits‹ ist dort, wo wir sind und sein wollen. Doch wo ist das, wo darf das sein? Ist es überhaupt ein Ort, oder muss es ortlos bleiben, ein Nicht-Ort, eine Utopie?

Jeder muß, wie du und ich,  
sein verlorenes Paradies  
erfinden<sup>5</sup>

Das Paradies hat seinen Ort zumindest in unserer Phantasie, in den Luftschlössern und Lustgärten der Imagination. Aber ist das alles? Dann träumen wir nur davon.

Wirklich ist, was sich träumen läßt<sup>6</sup>

So lautet der Einspruch: Das nur Erträumte muss kein Manko sein. Es ist kein Mangel an Wirklichkeit, sondern lebt und zehrt von ihren unentdeckten Möglichkeiten. Was wir uns erträumen, gewinnt seine Wirkung nirgendwo anders als in der Wirklichkeit und macht

---

4 Erstdruck unter demselben Titel in: *Keine Worte zu verlieren: Elazar Benyoëtz zum 70. Geburtstag*, hg. v. Christoph Grubitz, Ingrid Hoheisel und Walther Woelpert, Herrlingen/Ulm: Herrlinger Drucke 2007, S. 97-101.

5 Die Zitate im Zentrum stammen, wenn nicht anders angegeben, aus Elazar Benyoëtz, *Paradiesseits. Eine Dichtung*, Herrlingen/Ulm: Herrlinger Drucke 1992 (nicht nummerierte Seiten).

6 Vgl. Elazar Benyoëtz, *Wirklich ist was sich träumen läßt. Gedanken über den Glauben*, Wuppertal/Gütersloh: Kiefel 1994.

Neues in ihr möglich. Das Paradies, das sich träumen lässt, kann nicht nur wirklich werden, sondern ist es bereits. Doch träumen wir vom selben Paradies?

Das ist nicht gesagt. Der ›ausgeträumte‹ Traum ist die Ernüchterung: Mein Traum war wirklich nur für mich. Doch nicht so sehr seine ›Realität‹ unterscheidet den wahren vom illusionären Traum, denn auch das Illusionäre wirkt durchaus ›real‹, sondern seine fortgesetzte Träumbarkeit. Was sich weiterhin träumen lässt, wurde von der Wirklichkeit nicht widerlegt, in der wir miteinander träumen können. In dieser miteinander geteilten, miterlebten und mitgeteilten Wirklichkeit kann man allerdings auch aneinander vorbei leben.

Nicht alles ist paradiesisch, und ›paradiesseits‹ ist nicht überall. Je ferner man sich fühlt vom Paradies, dem gefundenen und erfundenen, desto stärker wird die Sehnsucht nach ihm, dem vermissten und verlorenen.

Sehnsucht – die beflügelte Lähmung:  
die nach vorn gebeugte Erinnerung

Die Sehnsucht lebt von dem, was war und nicht mehr ist, oder von dem, was noch nicht war, aber sein soll. Sie will die gelebte und verlorene oder die noch nie gewesene Vergangenheit in Zukunft verwandeln. Kann das gelingen? Was ist es, das die Sehnsucht lähmt, und weshalb ist sie gebeugt? Sie erinnert sich, ohne rückwärtsgewandt zu sein. Die Erinnerung der Sehnsucht richtet sich nach vorn und hält Ausschau nach dem Ersehnten. Das Ersehnte ist nicht etwas Beliebigen, das nur noch kommen muss. Im Gegenteil, das Kommende wird gemessen an der Erinnerung. Erinnert wird nicht nur das, was einmal war vor langer Zeit, gesungen und nun verklungen, vergangen und vorbei. Erinnert ist das, was im eigenen Inneren bewahrt wird, sei es von einer einst geschehenen oder von einer unvordenklichen Vergangenheit. Was wir erinnern können ist mehr als das, was uns genau im Gedächtnis geblieben ist.

Das erinnerte und ersehnte ist das unvergessene Paradies. Doch dies, dass es erinnert und ersehnt werden muss, um nicht vergessen zu sein, dies spricht bereits von seinem Verlust. Vielleicht ist es sein Verlorensein, das unsere Sehnsucht zugleich beflügelt und lähmt. Das Verlorene kann man wiederfinden, doch als Wieder-Gefundenes bleibt es verlierbar.

Sehnt man sich nach dem Paradies zurück,  
kommt man auf die Schlange

Die Schlange symbolisiert die Versuchung, der die Versuchten verfallen sind. Worin bestand diese Versuchung? Sie bestand in dem, worin sie immer noch besteht: darin, sich wegzuwünschen von dem Ort, an dem man steht. Der Wunsch, woanders zu sein, ist weniger der Wunsch nach einem geographischen Ortswechsel als nach einem Rollen- und Identitätswechsel. Irgendwo anders sein wollen bedeutet auch, dass man selbst anders sein will als so, wie man hier und jetzt ist. Selbstverwandlung sei damit nicht abgelehnt, doch die Frage ist, wo man sich selbst finden kann, ohne sich zu verfehlen.

»Wo bist du?« (Gen 3,9) Das ist Gottes Frage an Adam, seine Frage nach dem Menschen, der etwas anderes sein will als menschlich und sterblich. Es ist die Frage nach dem Menschen, der seine Grenzen überschritten und sich im Grenzenlosen verloren hat. Er muss sich selbst erst suchen, bevor er seinen Platz einnehmen kann. Anstatt sich vor Gott zu finden, hält er sich versteckt. Sich mitten im Paradies zu verstecken bedeutet den Beginn der Vertreibung aus ihm. Das verlorene Paradies geht einher mit dem verlorenen Vertrauen, dem schlechten Gewissen, der inneren Emigration und schließlich der Trennung von Diesseits und Jenseits. Es ist der misstrauische Mensch, der auf die Schlange hört. Sollte es etwa gut sein, wie Gott uns geschaffen hat, und sollten wir sie wirklich loben, unsere Endlichkeit? Dem Zweifel an Gottes Güte folgt der Selbstzweifel, der ›Wo

bist du?«- die »Wer bin ich?«-Frage. Es ist nicht Gott, der das fraglose Sein-Dürfen des Menschen hinterfragt.

Wo dürfen wir noch sein, so wie wir sind? Wo lassen wir einander Mensch sein mit all unseren Begrenzungen? Das Paradies wurde nirgendwo anders als mitten im Paradies verloren. Der Ort ist es demnach nicht, der den Unterschied macht. Der Unterschied entsteht vielmehr durch die Art und Weise, wie wir stehen und uns bewegen an dem Ort, an den wir gestellt sind. Es geht nicht darum, uns an einen Ort zurückzusehnen, der unerreichbar geworden ist. Wenn dies so wäre, wäre das Paradies in der Tat utopisch. »Paradiesseits« können wir an jedem Ort sein. Wann aber sind wir es und ersehnen es nicht nur?

Wir sind es in dem Augenblick, in dem wir »zur rechten Zeit am rechten Ort« sind, d.h. dann, wenn wir das Versteck verlassen und für den Menschen da sind, der nach einem Mitmenschen fragt: *Hinnen*, hier bin ich. Doch diese Antwort weckt sofort Bedenken. Gefragtsein bedeutet auch Gefordertsein – was, wenn das Verlangte zu viel verlangt ist? Selbst wenn es keine Überforderung ist, wollen wir nicht immer gefragt sein. Wir überhören die Frage und gehen weiter auf unseren eigenen Wegen, versunken in die eigenen Träume, und tragen den Traum vom Paradies mit uns herum. Im Traum ist es uns nahe, doch kommt es uns nicht *zu* nahe. Wann werden wir es finden, wann uns endlich in ihm finden?

Mit Haut und Haar  
bei Leib und Seele  
paradiesseits

Hiersinnig

Hiersinnig sein, hier und heut mit Haut und Haar, bei Leib und Seele, so diesseits, dass uns kein Dann und Wann mehr trennt vom

Paradies – dies können wir nur in der Gegenwart sein, nur dann,  
wenn wir selbst ganz gegenwärtig sind in ihr. Jetzt, genau jetzt.

Hell- und dunkelhörig  
immerdar  
immergrün

Ganz Ohr, ganz Aug, ganz aufmerksam, gelassen und gespannt,  
in sich ruhend und doch nicht nur in sich, sehenden Auges und  
hörenden Ohres: ›paradiesseits‹ jenseits von Eden, in dieser Welt,  
zu unsrer Zeit. Jetzt, solange wir sind und einander sein lassen, wer  
auch immer wir sind und sein mögen.

Wach bleiben,  
die Hoffnung nicht Erwartung  
werden lassen

Gefahr ist im Verzug, wenn die Zeit verzieht und uns müde macht.  
Dann gilt: wach bleiben, warten, weiterhoffen und ›nicht scheiter-  
hoffen‹. Wer alles hofft, hofft nicht vergeblich. Wer alles erwartet,  
erwartet mehr als zu erwarten ist. Was können wir dann noch tun  
und was nicht?

Wir können einander nicht mehr geben  
als wir für einander übrig haben

Wir können einander genau das und genau soviel geben wie wir  
haben und einander geben wollen, könnte man meinen. Was aber  
haben wir, und was wollen und können wir geben? Das Kostbarste  
können wir nicht haben, nicht wägen und nicht wiegen, nicht mes-  
sen, aber auch nicht missen.

Die Liebe, die man zu haben glaubt, ist die  
unangebrachte

Können wir einander geben, was wir nicht haben?<sup>7</sup> Ist es uns überhaupt gegeben, einander etwas geben zu können, oder ging auch diese Gabe zusammen mit dem Paradies verloren?<sup>8</sup>

Uns ist nichts gegeben,  
es gibt uns nur

Dass uns nichts gegeben ist, heißt nicht, dass es nichts zu geben gäbe. Ist uns auch nichts gegeben, so können wir doch mehr füreinander übrighaben als dies Nichts, das gar nicht da ist. Was wir geben können, muss uns nicht gegeben sein, es muss aber da sein und sich geben lassen. Auch wenn wir nichts haben und uns nichts anderes gegeben sein sollte, so sind wir doch da. Was wir einander geben und voneinander haben können ist das, was wir füreinander sind. Das ist mehr, als sich haben, sagen und verlieren lässt.

---

7 In Anschluss an Jacques Derrida könnte man antworten: Ja, Zeit! Vgl. Claudia Welz, »Zeit geben – geben, was man nicht hat« in: *Hermeneutische Blätter* 2006: *Zeit geben*, hg. v. Institut für Hermeneutik und Religionsphilosophie, Universität Zürich, S. 64-74.

8 Vgl. Claudia Welz, »Die (An-)Ökonomie der Gabe: Gegenwart in Liebe, Gebet und Vergebung« in: *Die Gabe: Zum Stand der interdisziplinären Diskussion*, hg. v. Veronika Hoffmann, Ulrike Link-Wieczorek und Christof Mandry, Freiburg/München: Karl Alber 2016, S. 304-325.



## 2. Hiobsbotschaften – und die Würde der Frage<sup>9</sup>

Die Würde der Frage kommt nicht zuletzt in Vertrauensfragen zum Vorschein. Meine Doktordissertation *Love's Transcendence and the Problem of Theodicy* schließt mit einer »Inconclusive Conclusion«<sup>10</sup>, weil die entscheidende existenzielle ›Schlussfolgerung‹ nicht nur jenseits aller Versuche einer rationalen Verteidigung Gottes angesichts des in der Welt erfahrenen Bösen und des Leidens zu ziehen ist, sondern auch jenseits der vorgebrachten theodizee-kritischen Argumentation. Das Theodizeeproblem ist durch eine Theodizee nicht zu erledigen, da es alle Dimensionen menschlicher Existenz betrifft und sich nicht auf ein logisches Kohärenzproblem reduzieren lässt. Worin besteht unsere je eigene Antwort, wenn Gott uns nicht zu antworten, sondern uns mit all unseren Fragen selbst in Frage zu stellen scheint? Keine generell formulierte theoretische Konklusion kann derlei individuell situierte Lebensfragen lösen.

Die biblische Hiob-Erzählung, die paradigmatische Geschichte einer Prüfung, in der Gott es zulässt, dass der vertrauensvolle Glaube eines Menschen auf die Probe gestellt wird, führt uns mehrere menschliche Möglichkeiten vor Augen. Eine davon ist das Misstrauensvotum gegenüber jenem Gott, der seine Güte hinter der Härte von sprichwörtlich gewordenen ›Hiobsbotschaften‹ verbirgt.

---

9 Der folgende Text ist eine revidierte Version der Seiten 1-4, 263-265 meiner Habilitationsschrift *Vertrauen und Versuchung*, Tübingen: Mohr Siebeck 2010. Der Schlussteil zehrt von Gedanken, die früher unter dem Titel »Die Würde der Frage« veröffentlicht wurden in *konturen.rothenfelser burgbrief I-2005* [Sonderheft über Elazar Benyoëtz], S. 20f, und unverändert wieder abgedruckt wurden in dem von Michael Bongardt herausgegebenen Band *Humor – Leichtsinn der Schwermut: Zugänge zum Werk von Elazar Benyoëtz*, Bochum: Brockmeyer 2010, S. 115-117.

10 Claudia Welz, *Love's Transcendence and the Problem of Theodicy*, Tübingen: Mohr Siebeck 2008, S. 375-387.

Welche Wege des Umgangs mit dem Unumgänglichen würden wir wählen, wenn wir an Hiobs Stelle wären? Wenn wir überhaupt eine Wahl haben, muss es mindestens eine Alternative geben. Wie aber sollen wir entscheiden, wenn sich die Argumente für und wider eine Option die Waage halten? Was gibt letztlich den Ausschlag in solch einer Pattsituation? Unsere Gründe und Gegen Gründe helfen uns nicht weiter, vielmehr halten sie uns fest in unserer Unentschiedenheit. Das Entscheidende geschieht nicht auf der Ebene vernünftiger Begründungen. Am Grunde des begründeten Glaubens liegt der unbegründbare Grund des Vertrauens oder Misstrauens gegenüber Gott.

Mit dieser das Buch abschließenden These hatte ich jene undurchsichtige Situation im Blick, die man mit einem Wort Martin Bubers eine ›Gottesfinsternis‹ nennen könnte. In solch einer Situation, in welcher der Grund des Glaubens, in dem unsere Begründungen gründen, sich verbirgt und uns damit den Boden unter den Füßen wegzieht, helfen *assertiones* nicht weiter. Im Einverständnis mit einer starken jüdisch-christlichen Traditionslinie hatte ich das ›Licht‹, das uns in diesem Dunkel noch weitersehen hilft, als *fiducia* bezeichnet. Dies ist kein Plädoyer für eine unkritisch-irrationale, nach dem Motto ›glauben statt denken‹ verfahrenende Form von Fideismus – ebenso wenig wie es als Plädoyer für eine den Glauben durch Denken zu begründen gedenkende Form von Fundamentaltheologie zu lesen ist. Vielmehr geht es mir darum, denkend die Grenzen des Denkens zu erkunden und glaubend die Tiefen des Glaubens zu ergründen. Besonders bedenkenswert ist die Erfahrung, dass der Grund des Glaubens für das Denken unergründlich bleibt. Das Nachdenken bewegt sich dem nach, was vor ihm ist, was das Denken weckt, aber nicht selbst im Denken gründet – sei es, dass der Seinsgrund glaubenden Vertrauens tiefer liegt als das, was durch Gedanken geboren wird, oder dass es zu einfach ist und genau dadurch, aufgrund der erforderlichen Einfalt, für das Denken zu schwer ist. Denn die Dialektik

des Denkens umgreift Gegensätze, die dem Einfachen fern sind. So erscheint es als Einfaches erst, wenn es schwer geworden ist.

Franz Rosenzweigs *Stern der Erlösung* endet dementsprechend mit einer Passage über Micha 6,8 – über das Erste, Nächste, allzeit Nahe, was Gott vom Menschen verlangt: Recht tun, von Herzen gut sein und einfältig wandeln mit Gott. Rosenzweig kommentiert: »Einfältig wandeln mit deinem Gott – nichts weiter wird da gefordert als ein ganz gegenwärtiges Vertrauen. Aber Vertrauen ist ein großes Wort. Es ist der Same, daraus Glaube, Hoffnung und Liebe wachsen, und die Frucht, die aus ihnen reift. Es ist das Allereinfachste und grade darum das Schwerste.«<sup>11</sup> Auffälligerweise steht Vertrauen an zwei Stellen. Es ist sowohl die Voraussetzung des Glaubens (sein Same) wie auch seine Konsequenz (seine Frucht). Und doch ist es in gewisser Hinsicht genau an seiner Stelle geblieben. Denn ohne den Samen gäbe es keine Frucht, und die Frucht enthält neuen Samen. Was hier beschrieben wird, ist ein Verwandlungsprozess. Vertrauen ist nicht nur die Voraussetzung für alles Weitere, sondern entwickelt sich selbst weiter – und bleibt dennoch, was es ist. Es ist, indem es wird. Mit Blick auf das Vertrauen als Same des Glaubens könnte man sagen: Es ist bereits, was es ist. Mit Blick auf das Vertrauen als Frucht des Glaubens gilt: Es wird, was es schon gewesen ist. Weshalb aber bleibt es nicht einfach, was es ist: ›das Allereinfachste‹? Diese Frage ist retrospektiv gestellt. Wer so fragt, vertraut nicht mehr fraglos, sondern hat den schweren Weg noch vor sich, im Lebensalltag zum ›Allereinfachsten‹ hin- bzw. zurückzufinden.

Der Erkenntnisgrund des Vertrauens ist dessen Komplikation: der Gegensatz von Vertrauen und Misstrauen. Der Mensch gerät durch diesen Gegensatz ›in die Klemme‹ und wird versucht, sein Vertrauen aufzugeben – sei es das Vertrauen auf zwischenmenschliche Beziehungen, die plötzlich ins Zwielficht geraten, sei es das Vertrauen auf

---

<sup>11</sup> Franz Rosenzweig, *Der Stern der Erlösung*. Mit einer Einführung von Reinhold Mayer und einer Gedenkrede von Gershom Scholem, Frankfurt am Main: Suhrkamp 51996, S. 472.

die alltäglich-vertraute Welt, die plötzlich feindlich wird, oder das Vertrauen auf Gott, der sein Angesicht und seinen Segen plötzlich abzuwenden scheint.

Eine aufmerksame Leserin fand ganz am Ende meiner englischsprachigen Dissertation den Hiob-Aphorismus von Elazar Benyoëtz und sah sofort, dass er weit mehr als eine Fußnote ist: »Als Schlusspunkt ist er vielsagend – eben ein neuer Doppelpunkt.«<sup>12</sup> Ein Doppelpunkt verweist formal auf eine inhaltliche Fortsetzung, in diesem Fall von Buch zu Buch. Dass die Fortsetzung mit einem Wechsel der Sprache verbunden ist, verdankt sich der Tatsache, dass sich die subtilen Wortspiele des besagten Dichters kaum übersetzen lassen. Der schon erwähnte Hiob-Aphorismus sei hiermit noch einmal ins Gedächtnis gerufen:

In seinem Elend fordert Hiob  
Gott zur Antwort auf –

»Deine Frage ist berechtigt«,  
sagt Gott zu ihm,  
»bist du aber berechtigt  
zu dieser Frage«<sup>13</sup>

Die vom Aphorismus bezeichnete Bewegung bleibt unabgeschlossen. Bezeichnenderweise fehlt ein Punkt am Ende des Satzes. Es fehlt aber auch das zu erwartende Fragezeichen. Gottes Rückfrage an Hiob ist zugleich eine definitive Antwort. Syntaktisch wie semantisch bleibt das Resultat des Gespräches jedoch in der Schwebel. Es lässt sich auch nicht ›auf den Punkt bringen‹. Das letzte Wort hat Gott, doch gibt er es an Hiob weiter, der sich selbst in seinem Fragen hinterfragen muss.

---

12 Erika Schaudt (1942-2016), evangelische Pfarrerin in Württemberg, die über viele Jahre hinweg mit Claudia Welz in Briefkontakt blieb und ihr immer etwas Treffendes zu sagen hatte, so auch in ihrem Brief vom 08.04.2008.

13 Elazar Benyoëtz, *Die Zukunft sitzt uns im Nacken*, München/Wien: Carl Hanser Verlag 2000, S. 183.

Hier, an diesem doppeldeutigen Punkt, wendet sich das Gespräch. Doch wohin führt es nach dem Wendepunkt?

Der biblischen Erzählung nach folgt Hiobs Eingeständnis, geredet zu haben, was ihm zu hoch ist und er nicht versteht (vgl. Hi 42,3). Gott erklärt sich aus dem Wettersturm, indem er auf eine direkte Erklärung verzichtet. Dadurch demonstriert er indirekt, dass ein Unterschied zwischen Gott und Mensch besteht. Hiob erkennt, dass er zwar Gott »gesehen« hat (Hi 42,5), jedoch »zu gering« ist (Hi 40,4), um ihm auf Augenhöhe zu begegnen.

Der Aphorismus deutet die Situation auf zweifache Weise: Einerseits gibt Gott Hiob Recht darin, dass sein Elend nicht selbstverschuldet und keine Strafe für eine Verfehlung ist. Andererseits gibt Gott Hiob Unrecht insofern, als er sich von ihm nicht verheören oder gar verklagen lassen will. Gott antwortet, indem er die sachliche Berechtigung der Frage Hiobs zugesteht und zugleich signalisiert, dass Hiob nicht als Sachverständiger geredet hat. Denn soll die Sache zwischen Gott und Mensch recht verstanden werden, gilt es, sich selbst recht zu verstehen vor Gott.

Wie aber ist dieses komplizierte Verhältnis zu fassen – ist der Mensch bei allem von Gott nicht verhinderten oder geradezu von ihm über ihn verhängten Leid trotzdem noch von Gott gehalten oder nicht? Diese Frage lässt sich nicht ›objektiv‹ mit Verweis auf einen beweisbaren Tatbestand beantworten, und die Antwort lässt sich nicht andemonstrieren. Sagen lässt sich lediglich: Wer glaubt, dass er von Gott gehalten ist, was auch immer geschieht, vertraut Gott. Soll es also dabei bleiben:

Vor Gott keinen Doppelpunkt,  
nach Ihm kein Ausrufezeichen<sup>14</sup>

---

14 Elazar Benyoëtz, *Scheinhellig. Variationen über ein verlorenes Thema*, Wien: Braumüller Verlag 2009, S. 180.

– aber zwischen Gott und Mensch ein Fragezeichen? Soll die Vertrauensfrage wirklich das letzte Wort bekommen?

Stünde vor Gott ein Doppelpunkt, wäre Gott durch anderes definiert. Er würde identifiziert mit etwas, das ihm zwar zugeschrieben wird, ihm aber nicht gleich sein kann. Was könnte dem Unvergleichlichen gleich sein? Stünde der Doppelpunkt nach Gott, würde das Nachfolgende zwar von Gott her verstanden, Gott aber wäre in beiden Fällen nicht von ihm selbst her verstanden. Ein Ausrufezeichen nach Gott könnte Selbstverständlichkeit zumindest suggerieren, mit Emphase sogar, doch der Gestus des Überzeugens, der solcherlei Emphase nötig hat, überzeugt gerade nicht.

Wie aber Gott bezeugen, ohne zu überzeugen, wie von ihm und zu ihm reden, ohne zu überreden? ›Glaub mir, du musst mir nicht glauben; lass nur zu, dass ich dich nicht lasse...‹ Selbst ohne Punkt und Komma geriete die Rede ins Stocken, in Widerrede, Widerrufen, Widersprechen und dennoch – Weitersprechen, immer wieder von vorn und aufs Neue. Unvergleichbar ist Gott zwar nicht in dem Sinne, dass wir Menschen ihn nicht mit anderem vergleichen könnten, doch welcher Vergleich könnte ihm wahrhaft gleich- oder auch nur nahekommen?

Ist Gott weder selbst- noch andersverständlich (d.h. von anderem her verständlich), ist er fragwürdig geworden. Fragwürdig geworden ist nicht nur, wie, sondern ob er überhaupt zu verstehen ist, wenn nicht *als etwas*, was er – nicht ist. Doch selbst als derjenige, der jenseits des Seins und aller Zeichen ist, erscheint Gott nur *in* der Sprache, in unserer Sprache. Ist unsere Sprache der einzige Weg auch zum Unaussprechlichen, geht Gott in ihr über sie hinaus. Ist Gott nicht selbstverständlich, obwohl er zu uns spricht, ist auch der Glaube an Gott und das Vertrauen auf Gott so wenig selbstverständlich wie selbstredend verständlich.

Unsere Fragen nach dem Fernnahen stellen unsere eigenen Worte in Frage. Können wir sie halten, die Worte, die wir Gott und unserer

Verpflichtung Gott gegenüber verleihen? Wir sprechen und versprechen wie wir versagen. ›Mein Gott!‹ Wer Gott anruft, muss ihn nicht verstehen. Wer Gott anruft, versteht sich in seiner Rufnähe, gehört ihm zu im Hinhören auf das, was zu ihm spricht und sich ihm gibt. Gott ›gibt es‹ in unserer Sprache nur so, wie es uns gegeben ist, die Worte zu sagen und weiterzutragen, in denen er sich gibt. Vertrauen auf Gott ist Sich-an-ihn-Halten mehr denn als Festhalten dessen, der sich nicht fassen noch halten lässt. Vor Gott Wort halten, das heißt, die eigenen Versprechen zu halten und sein Wort offen zu halten – nicht in Unbestimmtheit, als wäre das Gesagte, Offenbarte nicht gesagt und offenbart, sondern in fragender, hörender, sich bereithaltender Aufmerksamkeit.

Menschenwürde ist Fragewürde. Wenn aller Gründe Grund die Bodenlosigkeit ist, wie Benyoëtz an anderer Stelle geschrieben hat,<sup>15</sup> ist auch der Glaube, ist auch das Vertrauen nicht fraglos, nur grundlos – so grundlos und unbegründbar wie die Verlässlichkeit, die in Frage steht.

Doch sei das Fragwürdige auch am Fragen und Hinterfragen nicht verleugnet. Die Fragwürdigkeit liegt nicht nur in der Antwort, die auf eine Frage gegeben wird. Auch das Fragen kommt an die Grenzen seiner selbst. Wie sich der Zweifel an etwas Gewissem entzündet und bei aller Infragestellung dieses ehemals Gewissen anderes unbezweifelt lässt, setzt das Fragen und Hinterfragen etwas voraus, das von ihm unberührt, von ihm unhinterfragt bleibt. Was dies jeweils ist, kann wechseln. Das eigene Vertrauen bzw. die Vertrauenswürdigkeit des Anderen muss nicht und kann nicht immer in Frage stehen, denn zur Erfahrung von Vertrauen(swürdigkeit) gehört auch das Verzaubert- und Verwandeltwerden durch etwas, das die eigenen Fragen zumindest zeitweise verstummen lässt, sie an die zweite Stelle rückt und überhaupt erst dazu veranlasst, auf Vertrauen und nicht auf

---

<sup>15</sup> Vgl. die ›ursprünglichen‹ *Variationen über ein verlorenes Thema*, München/Wien: Carl Hanser Verlag 1997, S. 124.

Misstrauen zu setzen. Ohne dieses grundlegende, den Grund mit dem nicht weiter begründbaren Vertrauen erst legende Vertrauenerweckende wäre die Bodenlosigkeit der Begründungsversuche und die Fraglichkeit selbst dessen, worauf wir uns im Leben und im Sterben verlassen, kaum erträglich.

Nichtsdestotrotz bleibt zwischen Gott und Mensch auf Erden bei allem Fragen und Antworten einstweilen – ein Fragezeichen. Immerhin ist die Vertrauensfrage nicht adressatenlos. Sie weist zurück auf den Fragenden, von dessen Vertrauen oder Misstrauen sie handelt, und sie wird gestellt im Angesicht jenes Anderen, der zwar sein Antlitz mitunter verbirgt, aber dennoch angerufen werden kann, sei's im Glauben, sei's im Zweifel.

Die Frage, die trennt und verbindet, wie ist sie jeweils zu stellen? Ist jene bindende Trennung durch das Fragezeichen zuerst und zuletzt nur grundlose Liebe zu dem, dessen Verlässlichkeit in der Versuchung fragwürdig wird? Dann gäbe es einen guten Grund, das Fragezeichen zwischen Gott und Mensch nie auf einen Punkt zu bringen



### 3.

## **Anfangen ohne Ende: *Eingeholt. Neue Einsätze*<sup>16</sup>**

Das 1979 beim Carl Hanser Verlag erschienene Bändchen *Eingeholt* ist nicht nur eine längst vergriffene Rarität, sondern auch eins der enigmatischsten Benyoëtz'schen Bücher. Bereits der Titel gibt Rätsel auf. Wer oder was wird oder ist eingeholt, und von wem oder wodurch?

Im Vorwort heißt es, dieses Buch sei keine Sammlung von Aphorismen im herkömmlichen Sinne. Nicht einen Gedanken auf seine Pointe zu bringen und damit abzuschließen sei die Absicht, sondern im Leser eine Denkbewegung auszulösen. Für die Freunde und Kenner des Werks des Jerusalemer Dichters dürfte dies keine Überraschung sein. Wer jedoch nichts Weiteres erwartet als das schon Bekannte, nichts weiter als weitere Aphorismen von der bereits bewährten Qualität, wird überrascht. Geboten werden nicht lediglich neue ›Einsätze‹, sondern es wird auch stilistisch neu eingesetzt. Das Neue der neuen Einsätze besteht Benyoëtz zufolge in der »Hinwendung zur Poesie«<sup>17</sup>. In *Eingeholt* regte sich, wie der Dichter mehr als dreißig Jahre später im Rückblick schreibt, zum ersten Mal die Zeile, und diese stehe im Fluss.<sup>18</sup> Dafür, dass die Denkbewegung im Zeilenfluss weder auf- noch untergeht, sorgt ein

---

16 Erstdruck unter demselben Titel in: Elazar Benyoëtz, *Olivenbäume, die Eier legen. Ein Nachbuch*, Wien: Braumüller Literaturverlag 2012, S. 131-139. Weitere Rezensionen zu *Eingeholt*, die mir allerdings damals nicht vorlagen: Johann Siering [= Joachim Günther], »Elazar Benyoëtz: Eingeholt« in: *Neue Deutsche Hefte* 26 (1979), S. 600-603; Joachim Günther, »Aphorismen aus Israel. Elazar Benyoëtz: ›Eingeholt – Neue Einsätze‹« in: *Die Zeit* (06.04.1979); Hans Wiegel, »Kleiner Umfang, großes Gewicht. Neue Aphorismen von Elazar Benyoëtz« in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (14.04.1979).

17 Brief an Christoph Grubitz, Jerusalem, den 22.09.1989, veröffentlicht in Christoph Grubitz, *Der israelische Aphoristiker Elazar Benyoëtz*, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1994, S. 202.

18 Brief an Werner Helmich, Jerusalem, den 17.01.2010. Zitiert in *Olivenbäume*, S. 383.

Kunstgriff: Enjambement kombiniert mit punkt- und kommalosen, gleichsam ins Leere oder ins Weiterdenken hineinlaufenden, oft unvollendeten Sätzen, die zwar stehen, aber nicht fest. Die einzelnen Sequenzen sind voneinander versetzt, und zwischen ihnen bleibt ein optisch markierter Abstand – ein Freiraum, der zu verschiedenen gedanklichen Verknüpfungen einlädt und zur Frage, welche Worte wie zusammenhängen.

Die letzte Seite des Buches veranschaulicht dies und ist zugleich der Schlüssel zum ganzen Buch. Benyoëtz selbst gibt uns folgende Leseanleitung: »Das Buch geht von seinem Ende auf; zu diesem gehört das Motto.«<sup>19</sup> Beginnen wir also am Ende:

Die Leere – der Anfang der Erfüllung.

Ich werde dich einholen

Sechs Tage der Schöpfung vollbracht  
sieben der Trauer vollendet Wenn das  
Gewächs in seinem Aufriß das Gehäus in  
seinem Aufbruch das Getier in seinem  
Aufschrei das Gefisch im Wassergeschwür  
Wenn abschwörend das Geschöpf aufschreckt  
sich zum Urschlund empört der abwortend  
sich auftut dann [sagt Achilles] habe ich  
dich eingeholt<sup>20</sup>

Die Seite beginnt mit der Leere, einem Blick ins Nichts – und im Nu wird daraus mehr als nichts: etwas, das Erfüllung finden kann. Wer aber ist es, der keck ankündigt, er werde das angesprochene Du einholen? Zu wem spricht das lyrische Ich? Hören wir bereits

---

19 Ebd.

20 Elazar Benyoëtz, *Eingeholt. Neue Einsätze*, München/Wien: Carl Hanser Verlag 1979, S. 96.

Achilles, in dessen darauffolgende Rede sich schließlich diskret ein auktorialer Erzähler einmischt und durch das in eckige Klammern Gesetzte klarstellt, wer hier das letzte Wort hat? Der Wechsel von der Perspektive der ersten zur dritten Person könnte auch bedeuten, dass das zuerst auftretende Ich sich im Dialog und Wettlauf mit dem später genannten Achilles befindet. Homer nannte ihn nicht umsonst den Schnellfüßigen. Wo aber ereignet sich sein Lauf? Troja wird nicht einmal erwähnt. Das Szenario ist ein kosmisches, weltumfassendes. Es wirkt zugleich urzeitlich und apokalyptisch.

Zunächst fühlt man sich in die biblische Schöpfungsgeschichte versetzt. Nach sechs Tagen ist das ganze Werk vollbracht. Doch statt der göttlichen Approbation »und siehe, es war sehr gut« (Gen 1,31) und der Heiligung des siebten Tages als Ruhetag lesen wir von sieben Tagen der Trauer. Die anfangs leere Erde hat sich zwar mit Leben gefüllt, doch ist dies kein Grund zur Freude, wenn – wie durch den gewaltsam unterbrochenen Konditionalsatz dargestellt – statt schöner Wohlordnung das Chaos herrscht, ausgedrückt in Kaskaden der Negativität, dem »Aufriß«, »Aufbruch« und »Aufschrei« von »Geter«, »Gehäus« und »Gewächs«. Der Insubordination des Geschöpfes scheint eine krebsartige Wucherung des seine Bewohner in sich verschlingenden Lebensraumes voranzugehen. Das Meer wird zum »Wassergeschwür« und die Welt des sich empörenden, abschwörenden Menschen zum »abwortend[en]« »Urschlund«, einem sinnvernichtenden Abgrund. Die Unheimlichkeit dieses Geschehens findet ihren sprachlichen Widerhall in Alliterationen und Assonanzen, die den Eindruck der Entfremdung und Disharmonie noch echohaft verstärken. Sich einen Reim darauf zu machen ist unmöglich, denn nichts geht auf, aber alles unter. Wenn dies eintritt, meint Achilles, dann habe er denjenigen »eingeholt«, zu dem er spricht.

Wieder stellt sich die Frage, an wen er sich wendet. Etwa an den Schöpfer selbst? Dieser hat zweifellos einen Vorsprung vor ihm, seien es nun Tage oder Jahrmillionen, zumindest jedenfalls die Zeit, die es

kosten mag, in einer *creatio ex nihilo* die Leere mit Leben zu füllen. Ist dieser Vorsprung eingeholt, wenn der Ursprungszustand wiederhergestellt und die Fülle zunichte wird? Will Achilles, der zornige, gefürchtete Kämpfer und Kriegsheld, gar selbst *tabula rasa* machen? Vielleicht wollte er genau dies, hinter den Anfang zurückgehen und dem, was ist, ein Ende bereiten.

Doch als er sich im Hades wiederfand, heißt es von ihm, er wäre lieber Knecht auf der Erde als Fürst der Schatten. Vielleicht richten sich die sieben Tage der Trauer auch auf seine Reue oder seinen Kummer, verkörpert er doch, wie sein aus den griechischen Worten ἄχος und λαός zusammengesetzter Name verrät, den Gram des Volkes. Oder wollte auch er in untröstlichem Schmerz über verlorenes Leben dem geliebten Menschen dorthin folgen, wohin dieser entschwunden war? Wir können nur darüber spekulieren. Die Identität des angesprochenen Du, das Achilles unter den genannten Bedingungen eingeholt zu haben meint, ist nach wie vor im Dunkeln, sei dieser Mensch (oder Gott) nun ein Freund oder Feind oder einer, der diese Kategorien sprengt.

Wer es auch ist, den Achilles einholen will, sein Wollen ist nicht unbedingt auch ein Können. Nicht nur hat er eine verwundbare Ferse. Dies ist ein Risiko, aber kein grundlegendes Problem. Er hat auch – und hier liegt das eigentliche Problem – mit der *conditio humana* als solcher zu kämpfen, insbesondere mit ihrer Temporalität. Dies kommt zum Ausdruck in Zenon von Eleas Trugschluss über Achilles und die Schildkröte, demzufolge der schnelle Läufer die Schildkröte nicht überholen kann, wenn er ihr einen Vorsprung gewährt, da er erst die Strecke des Vorsprungs einholen müsste und dann die von der Schildkröte inzwischen zurückgelegte Strecke, doch während er mit diesen beiden Streckenteilen bemüht wäre, hätte sich die Schildkröte wiederum weiterbewegt, und dies wiederholte sich *ad infinitum*. Soll ein unendlicher Regress und die sich daraus ergebende, der Alltagserfahrung widersprechende, absurde Folgerung vermieden werden, dass

es einem schnellen Läufer unmöglich ist, einen langsameren einzuholen, muss die zugrundeliegende Annahme unendlicher Teilbarkeit aufgegeben werden. Vermutlich wollte Zenon indirekt zeigen, dass die Welt eine kontinuierliche Einheit von Raum und Zeit bildet.

Darauf deutet Platons Dialog *Parmenides* (128 d), wo Zenon seinen Freund und Lehrer gegen den Vorwurf verteidigt, seine Ablehnung der Vielheit und der Bewegung führe zu unsinnigen Konsequenzen. Zenon und Parmenides zufolge ist die Wirklichkeit ein unveränderliches Ganzes. Mit deren Weltbild ist freilich nicht vereinbar, was der von Benyoëtz beschriebene Achilles vorhat. Er scheint davon auszugehen, dass es nur eine Frage der Zeit ist, bis er eingeholt hat, wen er einholen will. Und hier ist der Haken an der Sache. Die Zeit auf Erden ist begrenzt und irreversibel. Nur Zukünftiges kann eingeholt werden; das bereits Vergangene ist unwiederbringlich.

Wenn die Zukunft selbst zur Vergangenheit geworden ist, ist das Vorhaben, sie ein- und zurückholen zu wollen, vergeblich, denn sie ist vorbeigegangen. »Die Zukunft sitzt uns im Nacken«<sup>21</sup>, schreibt Benyoëtz an anderer Stelle im selben Buch. Einholbar ist die zur Vergangenheit gewordene Zukunft höchstens noch retrospektiv, in Erinnerung. Um sich jedoch erinnern zu können, muss man selbst noch am Leben und zumindest mental noch beweglich sein. Erst einmal in der Unterwelt angekommen, kann Achilles sich auf der Erde nicht mehr rühren. Sein Lauf endet dort, wo sein irdisches Leben endet. Lläuft die Kunde von seinen Taten noch durch die Jahrhunderte, liegt dies an denen, die von ihm erzählen und ihm ihre eigenen Worte in den Mund legen. »Erinnerungen – der Toten Lebensquell.«<sup>22</sup> Auch wenn die Überlieferung von Achilles nicht mehr ist als ein Mythos, hat dieser nichtsdestotrotz Geschichte gemacht. Wo immer Achilles' Stimme zitiert wird, wird die Vorwelt in die Gegenwart hineingeholt. Ist hineingeholt soviel wie eingeholt?

---

21 Benyoëtz, *Eingeholt*, S. 31.

22 AaO., S. 92.

## AUSWAHL AUS DEM BRIEFWECHSEL (2000-2007)

*Elazar Benyoëtz an Claudia Welz*      Jerusalem, den 27.09.2000

Liebe Claudia,

Denkdank! Sie sind nun verpredigt und versorgt... Ich leuchte kurz hinein, es ist weder dunkel noch finster, also heiter vielleicht, dass ich nur ja nicht stör. Heute darum Leichteres, auch Vergangenes, eher Varianten: im Zuge eines letzten Rettungsversuchs. [...]

*Gottum* (Um Gott) heißt das kleine Manuskript (64 Seiten), übermütig bot ich's schon Hanser an, er antwortete auch schneller denn je: es sei kein Buch, aber er bietet mir den Abdruck in den AKZENTEN an. [...] Sie bekommen das Manuskript erst in zweiter Fassung, das wird nach der Lesereise geschehen, denn nun sind die hohen Tage vor der Tür und zwischen Tür und Angel der Druck der Lesungen, die unter Druck eben entstehen.

Ihnen Erfolg, das heißt: Gefallen, Stärkung, Klärung und Liebe um und um. Ja, liebe Claudia, es ist eine sehr vermissliche Lage, aber wir sehen uns doch bald –  
und immer – wieder.

Herzlich,

מקרב לב אלעזר מנחם

*Claudia Welz and Elazar Benyoëtz*      Reutlingen, den 27.09.2000

[...] Ich sitze in ›meinem‹ Reutlinger Dachkammerlein<sup>340</sup> und überfreue mich fast, während ich ein ganzes Paket ›Aphorismenbeute‹ in

---

S. 107f und S. 110. Vgl. Claudia Welz, »Wahrhaftigkeit zwischen *aletheia* und *emet*: Kierkegaards Existenzdenken, Heideggers Ontologie und Bubers Dialogphilosophie« in: *Hermeneutische Blätter* 24:1 (2018): *Wahrhaftigkeit*, S. 200-215.

<sup>340</sup> Nach einem ökumenischen Studienjahr in Jerusalem und einem Semester in München war Claudia Welz im Sommer 2000 kirchliche Gemeindepraktikantin in Reutlingen und Absolventin einer klinischen Seelsorge-Ausbildung.

Händen halte. Wissen Sie, zu meinem Geburtstag<sup>341</sup> hatte ich mir Ihre Herrlinger Drucke gewünscht (wussten Sie, dass ausgerechnet das *Beten* vergriffen ist?) – ja, und als Erstes blätterte ich im *Taumeltau*, kam nicht mehr davon los, und jetzt klingen all die Zauberworte in mir und verdrehen mir den Kopf [...].

So gerne denke ich an die kostbaren Stunden in Jerusalem zurück. Momentan ist das Lesen und Schreiben für mich zum seltenen Luxus geworden, den ich mir nur auf Kosten des Schlafes leisten kann. Die ›Halbzeit‹ des Gemeindepraktikums hat zumindest so viel klargemacht, dass der Pfarrberuf mit nur halbem oder dreiviertel Engagement nicht zu ›bewältigen‹ ist, sondern die ganze Aufmerksamkeit [...] erfordert. [...].

Um wieder zum anfänglichen Alpha des Briefes zurückzukommen: Sie haben in diesen kleinen Büchlein so herz- und geisterquickend zu mir gesprochen und Ihrem Namen Ehre gemacht, lieber Lazarus Trost [...]!

Schalom, mit vielen herzlichen Grüßen,  
Ihre  
Claudia

*Claudia Welz an Elazar Benyoëtz*      Heidelberg, den 29.05.2001

Lieber Herr Benyoëtz,

Wie schön, dass Sie angerufen haben! Nun weiß ich, dass Sie wieder wohlbehalten gelandet sind... und hatte Ihre Stimme im Ohr, die ich schon vermisst habe. Ja, er schwingt noch nach, ›unser‹ Abend.<sup>342</sup>

---

341 Dem 27.09. – und genau an jenem Tag kam Elazar Benyoëtz' Post aus Jerusalem.

342 Dichterlesung von Elazar Benyoëtz in Heidelberg, welche von Claudia Welz, die damals an der Universität Heidelberg studierte, initiiert und gemeinsam mit Studententpfarrer Anselm Friederich organisiert wurde.

Und obwohl (oder gerade weil) die Tage vollgepackt sind mit Stapeln von Pflichtlektüre, die zwar interessant, aber oft auch mühselig und ohne Biss mit überflüssigen Worten wuchert, stehle ich mir immer wieder Stunden, um Ihnen zuhören und der Sprache wieder froh werden zu können. So verbrachte ich den Samstagvormittag mit Ihrem neuen Manuskript, das ja angeblich schon veraltet ist. Ich hoffe, dass mir mein kritischer Sinn nicht abhandengekommen ist, aber ich hatte wirklich nicht den Eindruck, als sei es so billig, wie Sie's mir heute Abend ›verkaufen‹ wollten. Schicken Sie mir ruhig die nächste Variante, doch zuvor möchte ich noch einige Bemerkungen zur Fassung vom 13.5. loswerden, zumindest zu ihrer Wirkung auf mich:

Der Titel<sup>343</sup> in seiner Vieldeutigkeit, bei der man sich die verschiedensten Fälle denken kann, gefällt mir, bestehend auf dem Menschen und seiner auch beim Fallen stetig und beständig fälligen Menschlichkeit. An der S. 5 kann ich mich gar nicht sattlesen – und dann folgen tröpfchenweise geistige Fässer ohne Boden.<sup>344</sup> [...] Im Übrigen habe ich nichts zu mäkeln und zu meckern – dies wird ein ganz beglückendes Buch, und ich freu' mich, dass ich seine Schätze schon vorab ›schmecken und sehen‹ durfte! Die Einfälle gehen Ihnen nicht aus, auf jeder Seite Überraschungen, »gemahnmalte« Worte, »Sinnsang« und Scharfsinn mit sich nicht gehörender<sup>345</sup>, deshalb nicht ungehöriger, aber dazugehöriger Liebe. [...]

Aphoristik – Arznei gegen verbale Fettsucht...

Ihre Claudia

---

343 Buchtitel: *Der Mensch besteht von Fall zu Fall*.

344 Kommentar zu »Ein Tropfen Glück / ist mehr als ein Fass Geist« *Diogenes* // Der Aphorismus / ist das Fass / im Tropfen // Aphoristik – / Tropfenweisheit«.

345 Kommentar zum Aphorismus »Liebe gehört sich nicht«.



*Elazar Benyoëtz an Claudia Welz*

Jerusalem, den 06.06.2001

Liebe Claudia,

Gestern versuchte ich Sie anzurufen, Sie waren schon weg, heute kam Ihr glänzender Kritiker-Brief, Sie werden sehen, was ich übernommen habe, wohl aber auch vieles nicht wiedererkennen oder vermissen – doch das bitte möglichst nicht! Ein Kritiker muss sich vom Vertrauten trennen können, und nun gibt es ein Neues, wie es zu sein hat, es ist die 4. Fassung, die letzte kommt im August, sie wird aber nicht mehr entscheidend sein, denn ich habe es nun festgelegt und auf 176 Seiten abgesehen.

Den langen Brief – im Geist der Kritik, aber באהבה (ein feines Wort, ein delikates Gefühl) – muss ich leider verschieben, denn eben bekam ich die Nachricht aus Tel Aviv, dass meine Mutter ins Spital muss, ich eile also zu ihr, nehme den Ausdruck mit, er geht an Sie wohl von Tel Aviv ab, ich weiß dann nicht, wann ich wieder nach Jerusalem zurückkehre. Jetzt heißt Elazar Gotthilf. [...]

11.6. Meine Mutter<sup>346</sup> war unter großen Schmerzen – vollendet jedoch in der Fassung trat sie ihre letzte Reise an. Beerdigt haben wir sie am Freitag, den 8. Juni. Meine kurze, angemessene Todesrede liegt – auf Hebräisch – vor.

[...] Gibt es einen Glauben ohne Gott, einen Gott ohne Glauben? Wäre es Ihnen denkbar, dieser Frage nachzugehen [...]

*Elazar Benyoëtz an Claudia Welz*

Jerusalem, den 20.07.2001

Liebe Claudia,

es freut mich doch immer, was Sie schreiben, und immer denke ich dabei, Sie müssten immerfort schreiben, es geht schon alles über

---

346 Else Gottlieb (geborene Fleischmann, in erster Ehe Koppel), geb. in Balatonfüred/Ungarn am 16.06.1909, gest. in Tel Aviv am 07.06.2001, aufgewachsen in Preßburg, wo sie bis zu ihrer Ehe mit Gottlieb (Yoëtz) Koppel lebte.

die Übung hinaus, und die Lust zum Fabulieren lässt sich oft nicht verleugnen. Und ich? Ich erzähle gerne – auch ohne Lust zum Fabulieren, denn meine Intention ist ja, das Unmögliche zu leisten: die epische Einsatzerzählung, und da bin ich selber noch nicht über die Übung hinaus, obgleich meine Übungen buchdick sind.

Aber von meiner Mutter? Das geht kaum noch, schon hat's mit der ›Apotheose‹ begonnen; ich kann an sie nur mit Tränen oder mit Buchplänen denken, und es wird ja zu einem Buch kommen müssen, wann und für wen, das sind die Fragen, doch irgendwann könnten Sie mich dabei begleiten, wenn mir Ihr Gewinn davon sicher erscheint. Wichtig von meiner Mutter zu sagen wäre, dass ihr Tod die vollkommene Deckung ihres Lebens war. Sie hat sich ihn zwar anders gewünscht, trat ihm dennoch würdevoll entgegen, ohne Falsch und Abstrich, im Sterben wie im Leben, vollendet.

Am Montag saßen wir noch im Café, und ich las ihr das Schlusskapitel des Reclambuches<sup>347</sup> vor, das sie noch kritisierte (wie all mein Tun und Trachten), am Dienstag erneuerte sie ihr Philharmonie-Abonnement, am Mittwoch hatte sie mit den Vorbereitungen auf den Schabbat begonnen...

An diesem Punkt machte der Tod seinen ersten Schritt auf sie zu, und an diesem Punkt wird meine Erzählung beginnen, wenn wir uns im Herbst sehen. Am Donnerstag schloss sie für immer ihre blindsehenden Augen, am Freitag wurde sie begraben, nun ruht sie unter der schönsten Inschrift: ein Aphorismus im Stile der »Sprüche der Väter«, ihre ganze Lebenslehre enthaltend, überlieferbar und unumgänglich, nicht vokalisiert, lohnend umsomehr.

Einen anderen Einblick in das Leben, das Sie leider kennen zu lernen versäumten (möglich wär's ja gewesen), gibt Ihnen der beiliegende Brief Harald Weinrichs.<sup>348</sup>

---

347 Später publiziert als: *Der Mensch besteht von Fall zu Fall*. Mit einem Nachwort von Friedemann Spicker, Leipzig: Reclam 2002.

348 Harald Weinrich (geb. 1927 in Wismar), deutscher Sprach- und Literaturwissenschaftler. Verweis auf Weinrichs Brief an Elazar Benyoëtz

Mittlerweile kamen die Gedichtbände von Hilde Domin<sup>349</sup> an, die eher Ihnen gehören sollten: »Für EB dankbar für Ihre Heidelberger Lesung und in der Hoffnung auf eine neue Begegnung, Ihre HD«<sup>350</sup>. [...]

*Elazar Benyoëtz an Claudia Welz*

Jerusalem, den 22.11.2001

Liebe Claudia,

wie schön begann der Tag:

Mit Ihrem gestrigen Brief, mit Ihrer heutigen Stimme, mit einem sonnigen Morgen, der Claudia-Blätter zum Rascheln brachte, nun regnet es, doch vorher schneite bei mir ein Buch Hilde Domins ein: *Gesammelte Autobiographische Schriften* mit der Widmung:

»Lieber Elazar, wir sind schon unterwegs zum April 2002, lass uns bis dahin öfter unsere Stimmen hören, in Vorfreude  
Hilde,  
Heidelberg 15.XI.01«

Schnell war's gekommen, aber gesehen haben wir uns nicht.

Merkwürdig: Viele Jahrzehnte gingen wir aneinander vorbei, kaum

---

(26.06.2001). Vgl. Elazar Benyoëtz, *Aberwenndig. Mein Weg als Israeli und Jude ins Deutsche*, Würzburg: Königshausen & Neumann 2017, S. 274.

349 Hilde Domin, *Ich will dich. Gedichte*, München: Piper 1970; *Der Baum blüht trotzdem. Gedichte*, Frankfurt am Main: Fischer 1999. Hilde Domin, deutsche Schriftstellerin, vor allem für ihre Lyrik bekannt, geb. 1909 als Hilde Löwenstein in Köln, ab 1932 im Exil, zunächst in Italien, dann in Großbritannien und schließlich in der Dominikanischen Republik, der sie ihren Schriftstellerinnennamen entlehnte. Sie kehrte 1954 nach Deutschland zurück und lebte ab 1961 in Heidelberg, wo sie 2006 verstarb.

350 Hilde Domin kam zu Elazar Benyoëtz' Heidelberger Dichterlesung. Daran schloss sich eine Freundschaft an. Siehe den Briefwechsel mit (und über) Hilde Domin, der in Elazar Benyoëtz' Band *Vielzeitig. Briefe 1958-2007*, Bochum: Brockmeyer 2009, S. 207-217, abgedruckt ist.

dass ich mehr als eine Handvoll Gedichte von ihr las, hin und wieder vielleicht einen Aufsatz, eine Gedichtinterpretation; als ich in Berlin lebte, begann sie erst richtig herauszukommen, für mich damals eine ›junge Erscheinung‹, ich war bei den nachzuholenden Alten, auch wurde sie nicht durchwegs ernst genommen (z.B. von der Kaschnitz<sup>351</sup> nicht, [...]), sie nun ihrerseits nahm überhaupt keine Notiz von mir, so war es Claudias Heidelberg, das uns miteinander bekannt machte und – auf Wink und Fürsprache meiner toten Mutter – näher; jetzt ist es eine Liebe, gewidmet und gekabelt (manchmal sage ich ihr guten Morgen, manchmal gute Nacht).

Ihr Brief, liebe Claudia, hat mich sehr gefreut, zumal ich nicht enttäuscht war. Ich kenne Sie doch, und wie immer Sie sind, immer sind Sie mir eine Freude, weil wir miteinander sprechen, in Worten, in Bildern, leichthin und beschwert, wie es kommt und sich geziemt: einfach, natürlich, ohne Schnörkel und Anstrengung. Wie goldig war das Treffen am Brunnen. Sie sind eine gute Leserin meiner Bücher und haben mein Herz ganz für sich, nun müssen Sie in meinen Kopf hineinsteigen...

Es kommt der Tag, an dem Sie alle Fragen beisammenhaben und ich nichts mehr beantworten muss; dann könnten Sie etwas Gutes über meine Gedanken schreiben. In jedem Fall müssen Sie Ihre schriftstellerische Begabung pflegen und ausbauen, und dies nicht nur in eine Richtung. Heute dachte ich zum Beispiel, dass Sie ab und zu ein Buch rezensieren sollten. Es wäre eine gute Übung und brächte noch andere Vorteile. Versuchen Sie es einmal, zunächst mit einem Buch aus der Theologie.

Meine Bücher erscheinen, ich kann mich nicht beschweren, meine Verlagslage aber ist kläglich und verdirbt mir die Schaffensfreude. Mein Thema – das verlorene<sup>352</sup> – verliert seine Textbücher nach und

---

351 Marie Luise Kaschnitz, deutsche Schriftstellerin, geb. 1901 in Karlsruhe, gest. 1974 in Rom; befreundet mit Elazar Benyoëtz, vgl. *Vielzeitig. Briefe 1958-2007*, Bochum: Brockmeyer Verlag 2009, Register.

352 Das verlorene Thema ist der Glaube. Vgl. Elazar Benyoëtz' 1997 beim

nach. Nun ist, heißt es, auch *Brüderlichkeit* nicht mehr ›auf Lager‹. Das ist für mich katastrophal. [...]

Nun lege ich einige Blätter bei, verfahren Sie damit wie bisher<sup>353</sup>, was Sie aber für die neuen *Variationen* in Betracht ziehen, prüfen Sie zwei- und dreimal, ehe Sie die Aufnahme empfehlen; wo Sie ganz sicher sind, machen Sie bitte ein V in Rot. Alles, was hier steht, ist – mit wenigen Ausnahmen – in der ersten Fassung, Sie können damit schalten und walten; weitere Fassungen folgen dann, wohl aber auch noch einige Blätter: nicht vom Wind verweht, sondern herzlich Ihnen zugehört, freudig vertrauend und mit Dank.

Schalom, liebe Vertraute, ich küsse Sie. *Leila tow*, so weit ist es, und siehe es war ein Tag.

Lassen Sie bitte den Herrn weg, es ist mir nur komisch, wenn ich denken muss, dass Sie ihn umarmen, er verdient es ja auch nicht! [...]

*Claudia Welz an Elazar Benyoëtz*

Tübingen, den 16.12.2001

Lieber Elazar,

[...] tausend Dank für Ihren liebevollen Brief und die raschelnden Blätter voll guter Worte. Erst jetzt komme ich zum gründlichen Lesen und Antworten, aber die Freude über Ihren Brief war mir wie ein Feuer in der Nacht.

---

Carl Hanser Verlag erschienene Buch *Variationen über ein verlorenes Thema*, das 2009 in erweiterter Fassung unter dem Titel *Scheinhellig. Variationen über ein verlorenes Thema* vom Braumüller Verlag neu herausgegeben wurde. Siehe hierzu Arne Grøn, »Erinnerung und Nachdenken« in: *Elazar Benyoëtz. Korrespondenzen (Profile – Magazin des Literaturarchivs der Österreichischen Nationalbibliothek, Bd. 21)*, hg. v. Bernhard Fetz, Michael Hansel und Gerhard Langer, Wien: Paul Zsolnay 2014, S. 229-243.

353 Claudia Welz pflegte die Entwürfe zu kommentieren.

Die letzten Wochen waren anstrengend; die Arbeit bis manchmal nachts um 4 (um 8 ist schon wieder Vorlesung) dürfte es gewesen sein, die mir eine unangenehme Grippe mit heftigen Kopfschmerzen eingebracht, Schlaf und Stimme geraubt hat. Doch es galt durchzuhalten, Seminarprotokolle etc. zu verfassen [...]. Heute konnte ich sogar wieder singen, die Sonne lacht, und ich fühle mich wieder wie ein Mensch.

Äußerst beunruhigend die Nachrichten aus Israel, von Attentaten und rollenden Panzern – ich mache mir Sorgen um Sie, denke an die gefährdeten Fahrten zwischen Jerusalem und Tel Aviv, darf gar nicht daran denken; ich hoffe und bete, dass Sie und Ihre Familie heil und wohlbehütet sind und bleiben...

[...] Es ist seltsam – nach all den umtriebigen Monaten mit immer neuen Wechseln, Neuanfängen, Umzügen und Umgewöhnen<sup>354</sup> finde ich mich jetzt doch immer wieder in Gedanken im Sinai, in der Morgenruhe am See Genesareth, unter einem blühenden Mandelbaum in Galiläa, am türkisblauen Meer von Dor, in den Hügeln der Judäischen Wüste, am Toten Meer...

[...] An jenen, zumeist einsamen Orten ging mir, ohne dass es mir damals ganz bewusst gewesen wäre, etwas auf, das ich nicht mehr vergessen kann. Eine Gewissheit über das, worauf es im Letzten ankommt, worauf allein zu bauen ist – und im schrillen Kontrast hierzu auch über das, was nicht hält, nicht trägt, verfliegt. [...]

Kommen Sie voran mit den neuen Manuskripten? [...] Hier die Liste der Texte, die meiner Ansicht nach am trefflichsten das verlorene Thema *nicht* verlorengehen lassen<sup>355</sup>; besonders in den *Variationen* fiel mir die Auswahl schwer, denn die Worte sind so gewichtig, dass mir ganze Seiten unverzichtbar erscheinen [...].

---

354 Nach ihrem Studienjahr in Jerusalem 1999-2000 studierte Claudia Welz im Sommersemester 2000 in München, war dann Praktikantin in Reutlingen, studierte dann 1 Jahr in Heidelberg (2000-2001) und zog schließlich zum Wintersemester 2001/2 wieder nach Tübingen ins Evangelische Stift und schloss an der Universität Tübingen im Sommer 2003 ihr Theologiestudium ab.

355 Die Rede ist hier von den *Variationen über ein verlorenes Thema*, München: Hanser 1997.

*Chanukka tovah* – und viel Licht!

Mit den wärmsten Grüßen aus dem winterkalten Tübingen,  
Ihre Claudia

*Elazar Benyoëtz an Claudia Welz*                      Jerusalem, den 28.12.2001

Liebe Claudia,

Ich habe Sie wiederholt in Tübingen zu erreichen versucht, leider ohne Erfolg.

Jetzt, im Aufbruch, kommt Ihr – längst angekündigter – Brief, und ich will Ihnen umgehend schreiben, wenn auch nicht richtig antworten, was ich nicht bald tun kann, denn ich hätte bis Ende Januar Gelegenheit, über Paul Engelman<sup>356</sup> fürs nächste Jahrbuch der Wittgenstein-Gesellschaft zu schreiben, wofür ich alle Zeit nötig hätte, ob ich es schaffe?

Ich war in Sorge um Sie [...]. Wie gesagt, Sie muss ich jetzt verschonen, aber eine Variation lege ich bei, nicht befriedigend, aber Neugier stillend. Wenn Sie dann etwas mehr Zeit haben, wollen wir alle Kajin-Variationen durchgehen und druckfertig machen. [...]

Am Anfang war das Wort,  
und Adam sollte im Wort stehen,  
die Schlange aber nahm es ihm ab

Liebe Claudia, das neue Jahr steht vor der Tür und ruft und sagt Ihnen Glück auf!

Freuen Sie sich Ihres kostbaren Lebens! [...]

---

356 Vgl. Elazar Benyoëtz, »Engelmann, Der Andere. Ein Teppich, aus Namen geknüpft, zu seinem Gedenken aufgerollt« in: *Wittgenstein-Jahrbuch* 2001/2002, Frankfurt a.M.: Peter Lang 2003, S. 369-427.

Elazar Benyoëtz

**Lebtag und Leseabend.**

Dem Gedenken an Monika Fey ins Werk gesetzt

Mit einer Umschlagillustration von Metavel

NordPark Verlag – Die Besonderen Hefte

Heftbroschur mit Schutzumschlag

132 Seiten, 2018, handgeheftet, EUR 10.50

ISBN 978-3-943940-51-0

Ein geschärftes, gehörschaffendes Lesen

Im September 1995 begegneten sich Monika Fey und Elazar Benyoëtz zum ersten Mal, eine Begegnung, die sich in einem langjährigen Briefwechsel und intensiver Zusammenarbeit niederlegte. Das andauernde Schreiben ergab eine belebte Neugier und somit ein geschärftes, gehörschaffendes Lesen, ein ihn begleitendes Lesewerk, hilfreich und gut. Ein Auszug aus dem Briefwechsel soll es belegen, und soll es am Ende doch nicht, da sie, Monika Fey, nicht mehr gefragt werden kann. Der erste Teil, die Lesung, ist als kleines »Requiem« zu lesen; die Briefauszüge – als Beleg und Ergänzung – mehr Hintergrund als Begründung. Auf's Ende zu, als vorbildliches Abschiedsbild gedacht. Die hier abgedruckte Lesung ist für diese Gedenkschrift komponiert, in der Absicht, diese Beziehung auf den Tod hin atmosphärisch zu steigern.

Andreas Steffens

**Anthropoesie**

Gedankendichtung und Menschendenken

Das Paradigma Elazar Benyoëtz

NordPark Verlag – Die Besonderen Hefte

92 Seiten, 2019, EUR 10.50

ISBN 978-3-943940-56-5

Unbestimmbar geworden, bleibt, vom Menschen zu sprechen. Das welthistorische Auftreten des Unmenschen macht Anthropologie unmöglich und notwendig zugleich. Wo der Philosoph nicht weiter weiß, ist der Dichter längst angekommen. Das Sprachdenken des jüdischen Dichters Elazar Benyoëtz gehört zur erst wenig profilierten Gattung einer »Anthropoesie«. Indem es Judentum noch einmal als deutsches Sprachkunstwerk ausspricht, erinnert es paradigmatisch an die Urstiftung des Menschendenkens in der Theologie des »Bundes«. Menschsein ist eine Aufgabe: zu werden, was wir sind, das wir nur sein können, wenn wir es wollen.



Elazar Benyoëtz

**Was nicht zündet, leuchtet nicht ein.**

Ein Büchlein vom Menschen  
und seiner Ausgesprochenheit  
herausgegeben und mit einem  
Nachwort versehen von Andreas Steffens  
NordPark Verlag – Die Besonderen Hefte  
120 Seiten, 2016, EUR 10.50  
ISBN 978-3-943940-23-7

Dokument einer Freundschaft – Essenz eines Lebenswerkes

Im Frühjahr 2017 wurde der hebräische Dichter Elazar Benyoëtz achtzig Jahre alt. Das biblische Alter in Sicht, hatte er begonnen, die Essenz seines Werkes in deutscher Sprache in einer Reihe von Schriften zu versammeln.

Als Aphoristiker berühmt, ist die philosophische Dimension seines Lebenswerkes weniger bekannt. Sie stand im Zentrum der Freundschaft, die ihn seit ihrer ersten Begegnung im München der 60er Jahre mit dem Philosophen Ulrich Sonnemann (1912-1993) verband. In der Reihe ›Die Besonderen Hefte‹ erscheint das ›Büchlein vom Menschen‹, das Benyoëtz dem Freund zu dessen achtzigstem Geburtstag widmete, in seiner endgültigen Form, überarbeitet und umfangreich ergänzt durch alle Nachträge, die seitdem entstanden. Es bezeugt nicht nur ein lebenslanges Gespräch zweier bedeutender Autoren; es ist vor allem ein Dokument zweier in der deutschen Geistesgeschichte äußerst seltener Denkformen, und ihrer gegenseitigen Durchdringung: einer literarischen Philosophie und einer philosophierenden Dichtung. Dazu gibt es eine umfassende Einführung in die Lebensthemen Elazar Benyoëtz'.

In seinem Nachwort stellt der Herausgeber Andreas Steffens, selbst Grenzgänger zwischen Philosophie und Literatur, und produktiver ›Erbe‹ der Sonnemannschen »Menschenwissenschaft«, die wechselseitige Beziehung zwischen Benyoëtz' Dichten und Sonnemanns Denken dar. Dabei tritt eine apokryphe literarische Gattung hervor, die Anthropoesie: eine Dichtung, in der die Auskunft über das Menschsein, die alle Literatur enthält, zum Thema einer erfahrungsgesättigten Gedanken-Dichtung wird.

Elazar Benyoëtz  
**Das Kommende ist nicht in Eile**  
Zürcher Lesungen 2016  
herausgegeben und mit  
Nachworten versehen von  
Norbert Lüthy & Hans-Jürg Stefan  
NordPark Verlag – Die Besonderen Hefte  
128 Seiten, 2017, handgeheftet, EUR 10.50  
ISBN 978-3-943940-28-2

Zusammenklingen von Lesung und Musik

Die Sprache, in der Elazar Benyoëtz schreibt, ist reduziert, die Form klar und streng und hierin besteht auch der logische Zusammenhang zwischen Benyoëtz und dem Aphorismus.

»Wenn du etwas sagen willst, das nennenswert ist, musst du es in einem Satz sagen können.«

Heute zählt Benyoëtz zu den wichtigsten deutschsprachigen Aphoristiker – und das ist seit geraumer Zeit eine Selbstverständlichkeit.

Der als Meister des deutschsprachigen Aphorismus bekannte israelische Schriftsteller Elazar Benyoëtz wurde verschiedentlich zu Lesungen und zur Entgegennahme von Ehrungen nach Österreich und Deutschland eingeladen. Aufgrund der ihn prägenden Begegnungen mit Margarete Susman, Max Rychner u.a. auf seinem »Weg als Jude und Israeli ins Deutsche« kehrt er gerne zu Lesungen auch in die Schweiz zurück. In der Mitte seines 80. Lebensjahres wurde er mit seiner Gattin, der Miniaturen-Malerin Métavel, auf Herbst 2016 zu der, wie er vermutete, »letzten« Lesereise eingeladen. Im Frühjahr 2017 vollendete der hebräische Dichter nun sein achtzigstes Lebensjahr und als Freundesgabe für ihn erscheint diese Zusammenfassung der Zürcher Lesungen.

Elazar Benyoëtz

**Was sich ereignet findet nicht statt**

Solothurner Lesungen 2016 und 2003

Mit einer Umschlagmalerei von Metavel

Herausgegeben von Paul Rutz & Hans-Jürg Stefan

NordPark Verlag – Die Besonderen Hefte

116 Seiten, 2017, handgeheftet, EUR 10.50

ISBN 978-3-943940-42-8

Der Blick für das Hintergründige, Versteckte und Verborgene

Das vorliegende Besondere Heft dokumentiert die Freundschaft, die Elazar Benyoëtz und seine Gattin Metavel seit Jahrzehnten mit Paul Rutz, em. Dompfarrer und Domherr in Solothurn, verbindet und die tiefe innere Beziehung Silja Walters zu Elazar Benyoëtz. Diese ging weit über den sachbezogenen Informationsaustausch und die notwendige Planung hinaus. Davon zeugt nicht nur das literarische Ergebnis ihres Austausches, sondern auch der Briefwechsel. Dieses Heft dokumentiert die bisher nur ausschnittweise publizierte Korrespondenz von Elazar Benyoëtz mit Silja Walter.

Christoph Grubitz

**Dasein ist hiersinnig**

Über Elazar Benyoëtz

NordPark Verlag – Die Besonderen Hefte

128 Seiten, 2017, handgeheftet, EUR 10.50

ISBN 978-3-943940-38-1

Ein Stück mehr von der Sprache, von der Welt verstehen

Christoph Grubitz hat in den letzten Jahren zu den jüngeren Publikationen des Autors Elazar Benyoëtz, wie zu benachbarten literarischen Themen zahlreiche Essays und Rezensionen geschrieben. Eine repräsentative Reihe von ausgewählten und teilweise leicht modifizierten Essays hat er nun neben Neuem in diesem Buch zusammengestellt und behandelt hierin Elazar Benyoëtz' Werke der vergangenen zehn Jahre.

